

jetzt mindestens Anfang vierzig, ging es mir durch den Kopf, aber wie eine Zeitreisende aus den Siebzigerjahren war sie in Eddies Arbeitszimmer aufgetaucht. Wo sie wohl als Nächstes landen würde?

»Kann ich den Karton haben?«, fragte Esther.

»Nein«, antwortete ich ein bisschen zu hastig, und Esther sagte einfach nur »Okay«.

»Was willst du denn damit?«, fragte ich schuldbewusst, wie ich mich immer fühle, wenn ich den Mädchen etwas verweigere.

»Ich wollte das Bild ausschneiden. Das Mädchen sieht so schön aus, findest du nicht auch?«, erwiderte Esther, ohne den Blick von der Besucherin aus der Vergangenheit abzuwenden.

»Ja«, sagte ich und hockte mich neben meine Tochter, die immer alles Schöne ausschneidet, was sie in Zeitschriften und auf Postkarten findet. Einmal, als sie sechs Jahre alt war, hockte sie in ihrem Zimmer, die Zunge zwischen den Zähnen, eine winzige Schere in der Hand, und schnippelte an einem kleinen, alten, mit Goldschnitt versehenen Notizbuch herum, das sie für ein paar Cent bei einem Garagenflohmarkt gekauft und nie benutzt hatte. Auf meine Frage hin, was sie da machte, antwortete sie, das Gold sei das Beste an dem Buch, und sie wolle es abschneiden.

»Man muss das Leben nehmen, wie es ist«, sagte ich.

»Das versteh ich nicht«, antwortete sie, immer noch auf ihre Aufgabe konzentriert.

»Es bedeutet, dass sich das Gute manchmal nicht vom weniger Guten trennen lässt und dass wir das akzeptieren müssen.«

»Ich *weiß*, was es bedeutet, aber ich versteh nicht, warum wir nicht alles Gute haben können. *Wir* sind alle gut, du und Daddy und ich und Evie und unser Haus. Hier gibt es nichts, was nicht gut ist.«

»Und wenn ich euch ausschimpfe?«, fragte ich. Sie hörte mit dem Schnippeln auf und schaute mich nachdenklich an. »Sogar, wenn du mich ausschimpfst, ist es gut, weil ich weiß, dass du mich lieb hast. Wenn eine andere Mummy mich ausschimpfen würde, wär das nicht gut.«

»Da hast du recht«, stimmte ich ihr zu.

Aber nachdem Esther den ganzen Goldschnitt abgeschnippelt hatte, sah das Notizbuch ziemlich zerfleddert aus, und die goldenen Ränder waren auch nicht schön. Als sie anfang zu weinen, habe ich sie in die Arme genommen und getröstet und musste

an meine Mutter denken. Esther hatte recht: Wie sehr hätte ich mir gewünscht, meine Mutter wäre da, und sei es nur, um mich wegen irgendetwas auszuschimpfen.

»Dieser Karton ist mir wichtig«, sagte ich jetzt zu Esther.

In dem Moment kam Evie herein, den Daumen im Mund, der vom Lutschen schon ganz schrumpelig war, und die Haare in alle Richtungen abstehend, so als hätte sie gerade geschlafen – dabei sieht sie eigentlich immer so aus: verträumt und nachdenklich. Ich setzte mich auf den Boden, und Evie kletterte mir auf den Schoß. Den Kopf schief gelegt, streckte sie die Hand nach dem Karton aus. Einen Moment lang hatte ich das Gefühl, als wären wir alle mit dem Karton verbunden, Esther und Evie, die ihn befühlten, ich, die ich Evie auf dem Schoß hielt und ihn auf diese Weise indirekt berührte, und sogar Eddie, der mit verschränkten Armen auf seinem Stuhl saß und uns betrachtete wie ein paar kleine Kätzchen, war mit ihm verbunden durch den Teppichboden, auf dem der Karton und seine Füße standen.

»Warum ist dir der Karton denn so wichtig, Mummy?«, fragte Esther, und Eddie beugte sich vor und gab ihr das Foto.

»Was glaubst du, wer das ist?«, fragte er. Evie rutschte auf meinem Schoß ein bisschen nach vorn und hörte auf, an ihrem Daumen zu nuckeln, ohne ihn jedoch aus dem Mund zu nehmen. Die Kinder betrachteten das Foto.

»Bin ich das?«, fragte Evie.

Esther blickte von dem Foto auf und schaute ihre Schwester an. »Es sieht ein bisschen aus wie Evie, aber das ist nicht ihr Bademantel.«

Es stimmte. Evie war ungefähr genauso alt wie ich auf dem Foto, und abgesehen vom Haarschnitt sahen wir fast gleich aus.

»Das bin ich«, sagte ich und nahm ihnen das Foto vorsichtig ab. »Seht ihr, worin ich da hocke?«, fragte ich.

»Der Karton!«, rief Esther und betrachtete den ramponierten Karton, der vor ihr stand.

»Der ist ja *uralt*«, sagte Evie.

»Hm. Ungefähr so alt wie ich«, sagte ich und tat so, als wäre ich beleidigt.

»Aber der Karton ist nur ein oller Karton«, sagte Evie, »und du bist unsere liebe Mummy.« Sie kuschelte sich an mich, und einen Moment lang war ich überwältigt von der Wärme, die mir aus allen Richtungen entgegenströmte, von Esther und Evie und von Eddie, der auf uns aufpasste. Doch wie immer in solchen Momenten empfand ich

gleichzeitig eine große Leere. Als befände sich in meinem Innern ein Korridor mit einer Tür an einem Ende, und jedes Mal, wenn ich das Gefühl hatte, alles wäre gut, öffnete sich die Tür, und kalte Luft wehte herein und erinnerte mich an das, was mir schon so lange fehlte. Meine wunderbare Mutter. Meine Augen füllten sich mit Tränen, und ich schaute Eddie an, der nickte und mich anlächelte, als wüsste er, was in mir vorging. Aber er wusste es nicht, jedenfalls nicht alles.

»Also, kann ich den Karton haben?«, fragte Esther.

»Nein«, sagte ich sanft. »Ich brauche ihn noch, auch wenn ich nicht sagen kann, warum.«

Evie, die genau wusste, wie sehr es mir widerstrebte, den Kindern etwas zu verwehren, nutzte den Moment aus.

»Mummy, können wir Popcorn machen und einen Film anschauen?«

»Also, da sage ich nicht Nein«, antwortete ich, und die Mädchen jubelten.

Eddie setzte sich die Kopfhörer auf und wandte sich wieder seinem Computer zu. Ich machte Popcorn, dann kuschelten wir drei uns aufs Sofa und schauten uns *Mary Poppins* an. Zum x-ten Mal.

2

Während mein Mann und meine Kinder beschäftigt waren, entschloss ich mich, den Karton zurück auf den Dachboden zu schaffen, wo ihm weder Scheren noch Mülltonnen zur Gefahr werden konnten. Ich stieg auf einen Stuhl und zog die Klappe in der Decke auf. Es ertönte ein Klicken, dann glitt die schwere Leiter so schnell nach unten, als befürchtete sie, ich könnte es mir anders überlegen. Mit einem metallischen Knirschen kam sie auf dem Boden auf, und ich hätte beinahe die Finger eingeklemmt. Den Karton in einer Hand, um mich mit der anderen an den kalten Sprossen festhalten zu können, stieg ich auf den Dachboden. Oben angekommen, tastete ich nach der Schnur an der von der Decke baumelnden Glühbirne, die den Raum jedoch nur schwach beleuchtete. Neben der Bodenöffnung lag eine klobige gelbe Taschenlampe. Ich schaltete sie ein und zog den Karton hinter mir her.

Es war warm auf dem Dachboden – die Sommersonne brannte aufs Dach –, und es roch angenehm wie in einer Autowerkstatt. Ich mag diesen Geruch, er ist zugleich frisch und abgestanden, und er erinnerte mich daran, dass der Dachboden kein Ort ist, der zu unserem Alltag gehört, sondern ein Ort der Vergangenheit, wo wir Dinge aufbewahren, die in unserem Leben keine Rolle mehr spielen, von denen wir uns aber auch nicht trennen können. Ach ja, und natürlich den Weihnachtsschmuck.

Ich setzte mich im Schneidersitz auf den Boden, den Karton vor mir. Ich trug einen ausgeleierten alten Pullover – er gehörte Eddie – und Jeans. Der Pullover war mir viel zu groß, doch ich liebte ihn. Ich war barfuß, aber froh, dass meine Arme und Beine bedeckt und geschützt waren. Ich fasste mein wildes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen und ließ den Lichtstrahl der Taschenlampe durch den dunklen Raum wandern. Ich steige nicht oft hierherauf. Ebenso wie die dunklen Nischen meiner Erinnerung ist der Dachboden ein Teil des Hauses, den ich eher meide, aus Angst, die Relikte der Vergangenheit könnten etwas in mir öffnen, das ich im Verborgenen lassen möchte. Für mich ist das gefährliches Terrain, das zu erkunden ich gewöhnlich lieber Eddie

überlasse. Aber da ich den Karton niemandem anvertrauen wollte, hatte ich mich entschlossen, ihn selbst nach oben zu schaffen und in Sicherheit zu bringen. Und da ich nun schon mal hier oben war, konnte ich mich auch gleich umsehen. Beim ersten Anzeichen einer Spinne würde ich jedoch die Flucht ergreifen, sagte ich mir.

Der Dachboden zeigte sich mir wie eine Serie von Schnappschüssen, als ich die Taschenlampe auf verschiedene Gegenstände richtete. Es gab Stapel von Plastikbehältern, die vollgestopft waren mit Büchern und Aktenordnern, große Pappkartons mit Beschriftungen wie »Küche« und mehrere kleine, mit Kordel verschnürte Pappkartons, an denen ein Zettel hing mit der Aufschrift: »Wichtig! Nicht wegwerfen!«

Ich entdeckte eine Plastikbox von McDonald's, die aussah wie ein Haus von der Größe eines Fußballs. Ich öffnete sie und stellte fest, dass sie mit bunten Murmeln gefüllt war. *Wieso heben wir dieses ganze Zeug auf?*, dachte ich. Aber ich gebe zu, ich wollte es auch nicht nach unten tragen und in die Mülltonne werfen. Es ist schwierig, sich von Erinnerungsstücken zu trennen, und zu einfach, sie aufzubewahren.

Wenn wir an den Strand gehen, sammeln Evie und Esther Steine, die sie Eddie und mir geben. Wenn einer ganz besonders glatt oder rund ist, wenn er aussieht wie ein Gesicht oder ein Hund oder ein Herz, erlangen diese kleinen, gewöhnlichen Gegenstände Schatzstatus. Sobald sie bewundert werden – und je länger sie in der Hand liegen –, fällt es den Kindern schwer, sich wieder von ihnen zu trennen. Sie landen in meinen oder Eddies Jackentaschen, und seine Hand zu halten und gleichzeitig die Steine in meiner Tasche zu spüren, das ist für mich Strandgefühl. Wenn wir schließlich mit völlig ausgebeulten Jackentaschen nach Hause kommen, weiß ich nie, was ich mit den Steinen machen soll. Inzwischen stehen überall im Haus mit Steinen gefüllte Kannen und Krüge herum. Ich habe sogar extra ein paar Glasvasen gekauft, in denen man die Steine bewundern kann. Ich bringe es einfach nicht übers Herz, sie auf den Dachboden zu verbannen, es wäre eine Beleidigung für die Mädchen und für unsere gemeinsamen Strandspaziergänge. Aber es werden immer mehr Steine. Wahrscheinlich werden wir sie irgendwann wegschaffen müssen.

Wir bewahren Dinge auf, um an etwas festzuhalten, was uns wichtig ist, aber dabei sitzen wir einem Trugschluss auf. Wenn ich es nicht übers Herz bringe, diese Steine wegzuwerfen, dann schmerzt mich in Wirklichkeit der Verlust der schönen Tage mit meinen Töchtern. Mich schmerzt das Wissen, dass sie eines Tages, wenn ich